

Schwestern und Brüder!

Die soeben gehörten Worte aus dem Markus-Evangelium stammen aus der Zeit nach der Katastrophe des jüdischen Krieges, die in der Schleifung des Jerusalemer Tempels durch die Römer ihren symbolischen Gipfel fand. Dieses Ereignis stellte für die damals in Palästina lebenden Menschen ein beispielloses Trauma dar, und es wurde als Vorzeichen für das unmittelbar bevorstehende Weltende gedeutet. Nur noch das Weltende und die mit diesem erwartete Wiederkunft des Messias – nichts sonst – konnte in dieser Katastrophe eine Zukunftsperspektive eröffnen. Nur noch diese Messias-Erwartung konnte der zerrütteten Hoffnung der jüdischen Bevölkerung auf Befreiung einen Ankerpunkt bieten.

Diese von geradezu fiebernder Endzeit-Erwartung gesättigte Atmosphäre war der geistige Kontext, in dem die ersten christlichen Schriftsteller die Evangelien niederschrieben – und das war zugleich ihr Problem: Denn das Weltende und mit ihm die endlich erlösende, befreiende Wiederkunft des Messias ließen auf sich warten. Die vorhin gehörte Evangelienstelle gibt ein gutes Beispiel für die Gratwanderung, die ihr Autor deshalb zu bestehen hatte: Die Erwartung des Messias durfte/konnte/wollte er nicht preisgeben; zugleich musste er sie aber abkühlen, ihr zu längerem Atem verhelfen, sie auf unbestimmte Zeit hin verlängern. Und so sagt der Evangelist das Weltende zwar einerseits noch für die Lebenszeit seines Publikums an (*„Diese Generation wird nicht vergehen, bis das alles eintritt.“*), andererseits entrückt er das Ende der Welt jeder zeitlichen Bestimmbarkeit (*„Doch jenen Tag und jene Stunde kennt niemand, ... nur der Vater.“*).

Diese Spannung des Evangelientextes können wir heute also zwar erklären – allein auflösen können wir sie bis heute nicht: Die erlösende Wiederkunft Christi gehört ja auch heute noch zum Kern christlichen Glaubens und Hoffens; wir bekennen sie bei jeder Messfeier nach den Einsetzungsworten als „Geheimnis des Glaubens“. Und doch: Wie sehr ist gerade dieses Element unseres Glaubens in Frage gestellt! Beinahe 2.000 Jahre Menschheitsgeschichte lasten schwer auf ihm: ein bohrend langer Zeitraum – verdunkelt durch unzählige weitere Katastrophen und Menschheitstraumata, durch himmelschreiende Notlagen und Ungerechtigkeiten und vergleichsweise nur schwach erhellt durch Sternstunden der Menschheit.

Wir haben es mit unserer religiösen Hoffnung also keineswegs leichter als die Zeitgenossen der Evangelisten: Die hatten das Erlebnis *einer* großen Katastrophe zu verdauen, und ihr historisches Erinnerungswissen war vergleichsweise bescheiden. Wir Menschen der Moderne wissen dagegen belastend viel über den Zustand unserer Welt, und dieses Wissen macht Zukunftshoffnung heutzutage zu einer problematischen Haltung – problematisch in einem doppelten Sinn: Denn 1. gibt es – zumindest für große Teile der Menschheit – überhaupt wenig gute Gründe zu positiven Zukunftserwartungen. Im Kontext der aktuellen Euro-Krise droht das Vertrauen in eine gute Zukunft sogar in den Wohlstandsregionen Europas in Depression umzuschlagen. 2. stehen religiös auf die Wiederkunft des Messias bauende Menschen heute oft in der Gefahr, ihre Verantwortung für diese Welt zu vernachlässigen – und zwar weil sie ihre religiöse Hoffnung häufig nicht anders abzusichern wissen, als die hoffnungsfeindliche Realität dieser Welt überhaupt aus ihrem Gesichtskreis auszublenden und sich ihr zu verweigern. Gerade mit dieser Tendenz zur Realitätsflucht kommt religiöse Hoffnung aber einer anderen Form der Weltflucht gefährlich nahe, die doch gerade als Ausdruck religiöser Hoffnungslosigkeit erscheinen muss: die allgegenwärtige Flucht in hemmungslosen Konsum, Genuss und materiellen Rausch. Um es zuge-spitzt zu sagen: Eine sich einfach von dieser Welt abwendende und auf ein diffuses Jenseits konzentrierende Frömmigkeit ist in ihrem Kern nichts anderes als der Hedonismus moderner Wohlstandsgesellschaften: Beides ist Eskapismus, Flucht vor der Realität einer Welt, die – zugegeben! – oft nicht leicht zu ertragen ist.

Das ist der Hintergrund, vor dem wir alle Jahre wieder Advent als eine besondere Zeit unseres Glaubenslebens feiern: Advent – Ankunft des Herrn – Zukunft. Die jährliche Wiederkehr dieser besonderen Zeit will zunächst nichts anderes, als unserer stets bedrängten Hoffnung neue Nahrung geben – weil es sich ohne Hoffnung einfach nicht leben lässt.

(Siehe unsere Wohlstandsgesellschaften, denen es an vitalem Zukunftswillen gebricht, um sich noch zu erneuern! Siehe eine Kirche, die kaum noch Vertrauen in neue Wege, sondern vielfach nur noch Sorge um Bestandssicherung vermittelt und deshalb für immer weniger Menschen ein Hoffnungs- und Lebensraum sein kann!) Wir brauchen positive Zukunftserwartungen zum Leben – und deshalb den Advent als Zeit der Erinnerung an diese Lebensnotwendigkeit. – Zugleich aber darf uns diese adventliche Hoffnungszeit nicht einfach hinaus führen aus dieser Welt; der Advent darf uns nicht dispensieren und beurlauben von der Wahrnehmung gerade jener konkreten Wirklichkeit, die es unserer Zukunftshoffnung oft so schwer macht und ihr die Nahrung zu rauben droht.

Gerade in dieser Spannung bietet das Evangelium dieses 1. Adventsonntags ein Bild an, das uns zum Modell adventlichen Lebens werden könnte: das Bild des Türhüters. Dieses Bild stellt einen Menschen vor, der auf der Schwelle seines Hauses steht. Auf der Schwelle: also noch ganz mit beiden Beinen in seiner Lebenswelt – und doch nicht völlig darin wohnend und darin aufgehend. Der Türhüter trägt Verantwortung für sein Haus, für die Welt, in der er lebt; verantwortliches Dasein für sein Haus ist das Wesen des Türhüters. Aber zugleich verweist der Türhüter mit seiner Blickrichtung darauf, dass es da noch etwas gibt, das über das Leben im Haus, das über die aktuellen Gegebenheiten, Zustände und Strukturen dieser Welt hinausgeht und von außen auf diese zukommt. Mit seiner Wachsamkeit erinnert der Türhüter daran, dass das Leben im Haus noch nicht alles ist, sondern dass es für dieses Leben noch eine Zukunft gibt, die es sich nicht selber geben bzw. machen kann. Zugleich liegt die Zukunftserwartung, der die Aufmerksamkeit des Türhüters gilt, aber auch nicht einfach außerhalb bzw. jenseits dieser Welt. Nein – die Wachsamkeit des Türhüters, all sein Tun ist vielmehr auf alles ausgerichtet, was dieser Welt Zukunft gibt und ermöglicht.

Türhüter sein: allem die Tür öffnen, allem Einlass gewähren und den Weg bereiten, was zukunftssträchtig ist, was dieser Welt und dem Leben in ihr Zukunft eröffnet – und dem Gegenteil davon, dem Lebensfeindlichen, Zukunftslosen und Rückwärtsgewandten mutig widerstehen und den Eingang verwehren – das sind Merkmale adventlichen Christseins.